

Halb Baustelle,
halb Konzertsaal:
Giorgi und seine
Kommilitonin Anna
in der Musikschule

Alter Ton, neuer Takt

Auf der Buchmesse präsentiert sich Georgien
als Staat im Aufbruch. Wie sehen das die Jugendlichen?
Ein Streifzug durch Tbilissi VON NICHOLAS BRAUTLECHT

Als die letzten Akkorde der *Un-garischen Rhapsodie* verklungen sind und Giorgi Grdzeldze sich vom Flügel erhebt, seine Brille zurechtrückt und zwei flüchtige Verbeugungen macht, geht das Hämmern wieder los. Im frisch gestrichenen, noch stuhllosen Übungsraum der Paliaschwili-Musikschule in Tbilissi werden die Fußleisten verlegt, und der barfüßige Handwerker lässt sich nur ungern von der Arbeit abbringen. Der Raum soll eine Schönheitskur erhalten, endlich, den Rest des Backsteinbaus hat die Sowjet-Zeit noch fest im Griff: die Noten mit kyrillischer Schrift, das abgelaufene Parkett, der bröckelnde Putz im Treppenaufgang.

Das Gebäude ist zur permanenten Zwischenlösung für 700 musisch hochbegabte Jugendliche und ihre 200 Dozenten geworden. Ein Erdbeben hatte die Talentschmiede 2002 zum Umzug in diese ehemalige Jungenschule gezwungen. Bald, ja bald soll es in ein großes Haus mit richtigem Konzertsaal gehen. So heißt es seit Jahren. Keiner kann sagen, wann. Inzwischen fließen wieder Staatsmittel in die Schule. Trotzdem fehlt manchmal das Geld zum Heizen. Der Flügel im Konzertzimmer ist eine Spende aus Deutschland.

Man hat sich eingerichtet im Provisorium. »Wir gehen nach Konzerten gemeinsam essen«, die Schule sei eine große Familie, sagt Giorgi und verschränkt die schmalen Arme vor der Brust. »Brooklyn« steht in weißen Lettern auf seinem T-Shirt. Dazu Skaterschuhe und löchrige Jeans. Mehr Berliner Hip-Hopper als kaukasisches Klaviertalent, jedenfalls äußerlich. Er ist 16, übt viele Stunden am Tag. Es werde geübt, solange geübt werden müsse, erzählt er, anders als im Westen, wo die Uhr den Takt vorgebe. So wie zuletzt bei einem Meisterkurs in Bayern, sagt Giorgi.

Es gibt einen Gründungsmythos, der diese Musikleidenschaft der Georgier erklärt: Laut Legende teilte Gott bei der Erschaffung der Welt jedem Volk sein Fleckchen Erde zu – die Georgier erschienen aber erst nach der Vergabe, dafür singend und tanzend. Gott war nachsichtig und verzichtete ihnen zugunsten auf sein eigenes Stückchen Land.

Eingekeilt zwischen den hohen Bergen des Kaukasus und dem Schwarzen Meer, ist Georgien mit seinen 3,7 Millionen Bewohnern so groß wie Bayern. Das Land ist, natürlich, der Geburtsort Stalins, und seit 2017 eine parlamentarische Demokratie. Alles aber, was die Identität der Georgier fundamental bestimmt, ist viel älter: Das Christentum. Der Weinbau. Die Legende vom Goldenen Vlies. Der mehrstimmige Gesang. Sobald ein georgisches Kind aus dem Mutterbauch komme, fange es an zu singen, heißt es. In den Kindergärten wird viel musiziert, an den Esstischen gesungen.

Auch an der Musikschule stimmen Lehrer und Schüler jetzt ein Lied an, bevor es über aufgerissenes Kopfsteinpflaster den Hang hinabgeht. Vorbei an faltigen Altbauten, in deren Souterrains Frauen in Schürzen duftende Brote aus Tonöfen ziehen. Dann über die Champs-Élysées von Tbilissi, den Rustaweli Prospekt: Laufsteg der Stadt und nach dem Nationaldichter Schota Rustaweli benannt, dessen mittelalterliches Heldenepos *Der Recke im Tigerfell* zum Unesco-Kulturerbe zählt. Jedes Schulkind kennt sein Werk. In den Straßen verschlägt der Smog einem den Atem.

Vor Luxusboutiquen und in den Unterführungen kauern alte Frauen neben Kartonkisten. Darauf Kollektionen aus Taschentüchern, Söckchen und Zigaretten. Die Abgehängten. Auch das ist Tbilissi. Trotz Reformbemühungen lebt ein Drittel der Georgier unterhalb der Armutsgrenze. Die mehr als 250.000 Binnenvertriebenen infolge des Abchasien- und Südossetien-Konflikts mit Russ-

land verschärfen das Problem. Die Arbeitslosenquote lag 2017 bei 12 Prozent, die Jugendarbeitslosigkeit lag mit 27 Prozent weitaus höher.

Einen Steinwurf vom Freiheitsplatz entfernt, wartet Davit Gabunia im Royal District Theatre. Gabunia, vor 36 Jahren im noch sowjetischen Georgien geboren, ist Schriftsteller, Dramaturg und Übersetzer. Seit zehn Jahren leitet er die literarische Abteilung des Theaters. Mit dem Badischen Staatstheater Karlsruhe hat er ein Stück über die stalinistische Verfolgung georgischer Schriftsteller geschrieben. *Tiger und Löwe* soll am nächsten Tag Premiere feiern. Gabunias erster Roman wurde gerade auf Deutsch veröffentlicht, *Farben der Nacht*.

Während auf der Bühne letzte Proben mit deutschen Schauspielern stattfinden, sitzt Gabunia an einem Tisch im Untergeschoss. Durch das Fenster zum Hof dringt Kindergeschrei. Wenn man ihn fragt, wie er wurde, was er ist, erzählt er von den Neunzigern: Familienleben in der Schwarzmeer-Stadt Poti. Ein Bruder, eine Schwester. Die Mutter, ausgebildete Deutschlehrerin, ist Hausfrau, der Vater Ernährer. Es sind die Schwarzadnase-Jahre. Bürgerkriege, Korruption, Kriminalität und wirtschaftlicher Kollaps. Für die Familie bedeutete das: kein Strom, keine Heizung, kaum Essen.

Der Mangel säte in dem introvertierten Jungen die Liebe zum Wort. Es gab kein Fernsehen, aber eine kleine Bibliothek in der Nachbarschaft. »Ich habe gelesen, gelesen, gelesen!« Viel sozialistischen Ramsch, aber auch Stendhal, Balzac, Dickens. »So haben sich all diese Dinge in den hinteren Ecken meines Gehirns angesammelt, die mich heute beeinflussen«, sagt Gabunia. Mit 17 zieht er nach Tbilissi, studiert Literaturwissenschaften, erlebt als Austauschstudent in Stockholm einen Kulturschock, kehrt zurück und arbeitet als Übersetzer: Shakespeare, Strindberg, *Harry Potter*.

Spricht Gabunia über die Bedeutung seiner Muttersprache, leuchten seine Augen. Ein Segen sei sie, voller Reichtum und Geschichte. Dazu die Alphabetschrift Mchedruli mit den 33 Buchstaben, die keine Klein- und Großbuchstaben kennt. Aber das Georgische sei auch ein Fluch, nur knapp vier Millionen Menschen sprechen es. »Du bist gefangen in der eigenen Sprache.« Übersetzungen sind ein Ausweg. Gerade ist Georgien Gastland auf der Frankfurter Buchmesse, 70 Autoren reisen nach Frankfurt, fast 200 georgische Bücher sind zuletzt übersetzt worden. Ein Weg aus der Isolation, wie Fremdsprachen überhaupt. Englisch lernen die Kinder hier ab der ersten Klasse. Neben Russisch wird auch Deutsch oder Französisch in der Grundschule angeboten.

Der größte Reichtum Georgiens seien weder Öl noch Gold, sondern der Intellekt und die Bildung seiner Menschen, sagte Ex-Präsident Saakaschwili zum Amtsantritt 2004. Ihm wird zugutegehalten, dass er neben der erfolgreichen Bekämpfung der Korruption auch die Hochschulen für junge Lehrkräfte geöffnet hat, bevor er seine zweite Amtszeit zum Machtausbau missbrauchte.

Seit 2012 stellt die Oppositionspartei eines Milliardärs die Regierung. Ihr Bildungsminister will den Schulunterricht digitaler gestalten, nach finnischem Vorbild einzelne Fächer aufheben und themenorientierter arbeiten. Das Hochschulsystem soll europäisiert werden. Schon heute hat Georgien mit 28 Studenten auf je tausend Einwohner mehr Studierende als Deutschland. Der Aufbau einer dualen Berufsbildung soll den Fachkräftemangel beheben. Trotz hoher Jugendarbeitslosigkeit fehlt es an Personal in Bereichen wie Bau oder Tourismus. Die Reisebranche boomt: Die Zahl der ausländischen Gäste stieg allein 2017 um 20 Prozent.

»Das Wichtigste ist, dass die Regierung die Lehrer besser bezahlen will«, sagt Barbara von

Münchhausen. Seit gut einem Jahr leitet sie das Goethe-Institut in Tbilissi. Das Treffen findet in ihrem Büro statt, im Obergeschoss eines weitläufigen Altbaus. Lehrer, sagt von Münchhausen, erhielten als Berufsanfänger 300 Lari im Monat, etwa 100 Euro. »Davon kann man auch hier nicht leben.« Laut Ministerium sollen Lehrer bis 2022 umgerechnet 500 Euro verdienen.

»Mal sehen«, sagt von Münchhausen. Euphorisch klingt das nicht. Nach Stationen wie Almaty und Minsk hat sie zu viel Erfahrung mit post-sowjetischen Staaten. Aber dann bestätigt sie, was viele Begegnungen in diesen Tagen zeigen: Sie spüre unter jungen Georgiern eine enorme kreative Energie. Nach dem Ende der Sowjet-Zeit und Korruption seien die Weichen zur freien Entfaltung gestellt.

An der breiten Fensterfront lehnt Manana Marsagishvili und nickt. Schwarzer Bob, schwarzes Top, markante Nase. Die 32-Jährige ist Programmkoordinatorin am Goethe-Institut. In Metropolen wie Berlin, wo es seit Jahren viele junge Menschen hinziehe, wirke vieles schon wieder gesetzt, sagt sie. Obwohl man – wie in der Bildungspolitik – Georgiens Drang gen Westen spüre, gebe es in der jungen Generation auch eine Rückbesinnung auf die Heimat. »Weil sich hier so viel verändert, sie wollen jetzt hier mitgestalten.«

Wovon träumt Georgiens Nachwuchs? Noch ein Treffen mit Giorgi, dem jungen Pianisten. Er sitzt im Innenhof der Fabrika, einer ehemaligen Textilfabrik, heute moderne Kreativzelle für Grafik-Designer und Elektronik-Musiker, ein Szenetreff mit Hostel, Cafés und Pflanzenladen. Giorgis T-Shirt zielt ein Schriftzug in Flammen, er raucht. Beim Eiskaffee spricht Giorgi vom Ruhm. Von einem Buch, das er schreiben will. Von Konzerten, die er geben möchte. Von Europa, Oslo, London. Von einer Rückkehr in die Heimat spricht er nicht.



ANZEIGE

Great
Place
To
Work®

Beste Arbeitgeber
Gesundheit & Soziales
2019

Jetzt zur aktuellen
Befragung anmelden!
www.greatplacetowork.de

Arbeitsplatzqualität prüfen – Entwicklung gestalten – Auszeichnung gewinnen

Gehört Ihr Unternehmen schon zu den besten Arbeitgebern?

Unternehmen, die ein hohes Maß an Vertrauen und Begeisterung in der Zusammenarbeit mit ihren Mitarbeitenden schaffen, erreichen ihre Ziele besser und haben deutliche Vorteile bei der Gewinnung und Bindung von Fachkräften.

Erfahren Sie jetzt, ob Ihr Unternehmen schon zu den attraktivsten Arbeitgebern der Pflegebranche gehört und wo Sie sich noch verbessern können.

Sichern Sie sich Ihre Chance auf eine Auszeichnung mit dem international anerkannten Great Place to Work® Qualitätssiegel für Arbeitsplatzkultur und Arbeitgeberattraktivität.

Ihr Kontakt: Great Place to Work® Deutschland | Marcel Görtz
T 0221 93 33 5-164 | E-Mail mgoertz@greatplacetowork.de

In Zusammenarbeit mit:
DIE ZEIT
VERLAGSGRUPPE

